Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1906

76 (31.3.1906) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 13

Visual Library

Aus allen Gebieten.

Medizinisches.

Ueber das Wesen der Bergkrankheit und der den Luftschiffern in großen Höhen drohenden Gefahren sind die Meinungen noch sehr geteilt und dementsprechend auch die Ansichten über die zweckmäßigsten Mittel zur Beseitigung dieser Zufälle. Daß die Luftverdünnung und der durch sie bedingte Mangel an Sauerstoff eine wesentliche Rolle spielt, darüber herrscht wohl Einigkeit, gleichwohl genügt gesteigerte Zufuhr von Sauerstoffen keineswegs, diese Uebel zu beseitigen. Nun hat Herr Mosso bei seinen zahlreichen Versuchen über die Atmung in großen Höhen und in verdünnter Luft die Wichtigkeit der Kohlensäurespannung im Blute erkannt und jüngst zur Beseitigung und Verhütung der Höhenkrankheit das Atmen eines Gemisches von Sauerstoff und Kohlensäure in bestimmtem Mengenverhältnis vorgeschlagen. Diesen Vorschlag hat Herr Alberto Aggazzotti einer doppelten Prüfung unterzogen. Die Ergebnisse teilt er in den Rendiconti Reale Accademia dei Lincei 1905 mit. Zunächst ließ er einen Orang-Utang in einer pneumatischen Kammer immer stärker verdünnte Luft atmen, bis sich die Symptome der Höhenkrankheit einstellten, dann ließ er das Tier in derselben Verdünnung das Sauerstoff-Kohlensäuregemisch atmen, und als die Symptome wichen, setzte er die Verdünnung weiter fort, bis die Krankheitserscheinungen eintraten. Aehnliche Versuche hat sodann Herr Aggazzotti an sich selbst angestellt. Die Versuche am Affen führten zu dem Schluß, daß „die Atmung einer künstlichen Luft, die Sauerstoff und Kohlensäure in genügender Menge enthält, die Symptome des Uebelbefindens verschwinden läßt, die von der Luftveränderung erzeugt werden, und verhindert, daß sie wieder erscheinen, auch bei viel stärkeren Abnahmen des Luftdruckes. Aus den an sich selbst gemachten Versuchen schließt der Verfasser, daß die Anwesenheit einer bestimmten Menge von Kohlensäureanhydrid in der Luft, die man atmet, notwendig ist, um die Symptome des Unwohlseins während der stärksten Abnahme des Luftdrucks zu verhindern.

Der von Mosso den Luftschiffern erteilte Rat, dem komprimierten Sauerstoff Kohlensäureanhydrid zuzusetzen, ist somit vollkommen gerechtfertigt. Es genügen 13 Proz. Kohlensäure mit 67 Proz. Sauerstoff, damit der Mensch ohne die geringste Beschwerde zu einer Höhe von 14500 m gelangt.

Verkehrswesen.

Zur Geschichte der Straßenbeleuchtung. Bis in das 15. Jahrhundert hinein entbehrten die Straßen der Städte, wie wir in dem letzten Heft der Wochenschrift: Das Haus lesen, des Nachts jeder Beleuchtung. Vielfach wurden die Straßen nach Eintritt der Dunkelheit mit Ketten versperrt, so daß ein Wagenverkehr völlig unmöglich war. Wer am Abend ausging, ließ sich mit Fackeln oder Windlichtern vorleuchten oder trug selbst eine Laterne. Nur in Ausnahmefällen wurden in einigen Städten seit der Mitte des 14. Jahrhunderts die Straßen spärlich erleuchtet. So wurden in Nürnberg beim Ausbruch einer Feuersbrunst an den Eckhäusern Laternen ausgehängt, die den Hausbesitzern von der Stadt geliefert wurden. Anderwärts zündete man zur Beleuchtung der Straßen bei Bränden eiserne Körbe an, die mit Kienspänen gefüllt waren. Außerdem hängte man noch Laternen vor die Häuser, wenn Fürsten den Städten Besuche abstatteten. So geschah es beispielsweise während des Aufenthaltes Kaiser Ludwigs in Frankfurt a. M. im Jahre 1344 und Kaiser Karls IV. in Lübeck im Jahre 1376. Diese gewiß nur recht dürftige Beleuchtung in Lübeck erschien einem Zeitgenossen so glänzend, daß er meinte, durch die Menge der Laternen werde die Nacht in den Tag verwandelt.

Die ersten Spuren einer regelmäßigen Straßenbeleuchtung finden sich von London vor. Hier wurden schon 1414 Verordnungen über die Beleuchtung einiger Hauptstraßen erlassen. Allgemein durchgeführt wurde sie aber erst 1668. In Paris wurden 1524, 1553 und 1855 Befehle gegeben, die Straßen zu beleuchten. Die Verfügungen hatten aber wenig Erfolg. Nur hin und wieder wurden Laternen ausgehängt, in denen Talglichter brannten. Im Jahre 1662 erhielt in Paris der Abbate Laudati das Privileg, Fackeln und Laternen gegen Entgelt zu vermieten. Im Jahre 1667 erging abermals eine Verordnung über die Straßenbeleuchtung. Aber erst 100 Jahre später wurden in Paris Laternen eingeführt, die an quergespannten Ketten mitten über den Straßen hingen. Sie strahlten zwar ihr Licht in die Ferne, aber gerade unmittelbar unter ihnen war es um so dunkler.

Im 17. Jahrhundert wurde dann auch in anderen Städten die Straßenbeleuchtung üblich. So sind in Amsterdam seit 1669 öffentliche Straßenlaternen vorhanden, in Hamburg seit 1675, in Berlin seit 1679, in Wien seit 1687 und in Hannover seit 1696. In einer Reihe von Städten entschloß man sich zur Straßenbeleuchtung sogar erst im 18. Jahrhundert. In Leipzig kam sie 1702 auf, in Dresden 1705, in Frankfurt a. M. 1707, in Kassel 1721, in Halle 1728 und in Braunschweig 1765.

Gesundheitspflege.

Sieben Gebote für die Zahnpflege. 1. Spüle jeden Abend vor dem Schlafengehen den Mund mit lauwarmem Wasser gründlich aus! 2. Bei üblem Mundgeruche setze dem Wasser ein kleinstes Körnchen übermangansaures Kali zu! (Das Wasser darf nur eine Spur von Farbe zeigen.) 3. Reibe früh mit der Zahnbürste und ein wenig Waschseife sorgfältig Zähne und Zunge ab und spüle mit lauwarmem Wasser nach! 4. Entferne zurückgebliebene Speisereste nach jeder Mahlzeit vorsichtig mit einem Holzstäbchen (Zahnstocher), niemals mit einem Metallstifte! 5. Vermeide es, eiskalte und sehr heiße Speisen in den Mund zu bringen! 6. Zerbeiße nicht so harte Gegenstände, wie Obstkerne, Nüsse u. dergl., auch nicht Zwirnsfäden! 7. Hast du Zahnschmerzen oder hohle Zähne, so frage einen Zahnarzt um Rat; auch sonst laß dein Gebiß mindestens jährlich einmal untersuchen! Die Zahnverderbnis ist im Beginn am leichtesten und meist schmerzlos zu beseitigen, aber auch am schwersten zu erkennen.

Elektrischer Strom und Alkoholmißbrauch. Besonders gefährdet sind nach Prof. Dr. Krakker-Graz durch den elektrischen Strom Alkoholiker; es ist bereits wiederholt Aerzten aufgefallen, daß schon Ströme von verhältnismäßig niedriger Spannung Trunksüchtigen gefährlich werden können. Eine Erklärung für diese Tatsache liegt wahrscheinlich darin, daß das durch den Alkohol entartete Herz nicht genügend widerstandsfähig ist, um die im Augenblicke des Stromschlusses plötzlich eintretende außerordentliche Blutdrucksteigerung auszuhalten; es tritt akute Dilatation und Herzlähmung ein.

Allerlei.

Die „Mitgift" der „Landeskinder". Geht ein Prinz oder eine Prinzessin auf Freiersfüßen, wird in den bürgerlichen Zeitungen nicht nur davon in meterlangen Notizen berichtet, sondern alle „Welt" überbietet sich darin, den hohen Verliebten die Wege zu ebnen, damit ja kein Steinchen des Anstoßes übrig bleibe und die feinen Füßchen hindere. Davon gibt wieder die bevorstehende Verehelichung des Königs Alfonso von Spanien mit der Prinzessin von Battenberg ein glänzendes Zeugnis. Von allen Seiten haben sich der Prinzessin liebenswürdige Hände entgegengestreckt, um ihr beim Auswechseln ihrer religiösen Ueberzeugungen zu helfen. Alles ist glatt gegangen und die hohe Braut hat den raschen Sprung in den Schoß der katholischen Kirche mit viel Grazie und ebenso viel Aufsehen glücklich vollbracht und harrt nun seelenruhig ihrer Belohnung, der Krone der spanischen Königin.

Wie es aber schon bei Eheschließungen ist, spielt auch das zur Befreiung des künftigen Hausstandes nötige Kleingeld keine geringe Rolle, auch wenn eine Prinzessin heiratet. Wie immer waren auch hier die Kinkstgen Landeskinder bereit, die Sorgen für die finanzielle Basis des bald zu gründenden Hausstandes zu übernehmen. Gleichzeitig mit der Verkündigung dieser Königsehe ist in den spanischen Cortes die Einbringung eines Gesetzes erfolgt, durch das Ena, die künftige Königin, aller häuslichen Sorgen enthoben wird. Ihre Zivilliste ist mit 450000 Pesetas, das sind etwa 360000 Mark, festgesetzt worden. Freundliche Hochzeitsgesetze geben aber noch weiter. Für den Fall, als die Königin ihren Mann überlebt, erhält sie, das ist auch schon festgesetzt, eine jährliche Witwendotation von 250000 Pesetas, das sind 200000 Mark. Nur heiraten darf Ena nimmer, sonst verliert sie diese angenehme Versorgung sofort. Trotz dieser letzten Bestimmung ist dieses Gesetz eine nette Aufmerksamkeit, wie sie sich ähnlich manch armes spanisches Bräutchen wünschen würde, das sein indirektes Scherflein zu dieser Morgengabe beigetragen hat.

Die moderne Sensationsgier wird von einem Mitarbeiter des Gaulois mit den römischen Zirkusspielen und den spanischen Stierkämpfen verglichen, die ja außerhalb Spaniens so gern als Barbarei verschrien werden. Der Unterschied zwischen unseren modernen Variétevergnügungen und den Zirkusspielen in Rom ist nur ein gratueller. Damals galt das Fest nur als vollendet, wenn es Tote gab. Heutzutage sollen die Leute nicht sterben; aber man setzt sie der Todesgefahr aus, und da die Konkurrenz auch auf diesem Gebiet sehr groß ist, muß jeder bemüht sein, die Gefahr auf das höchste zu steigern, damit das Wagnis am aufregendsten wirke.

Früher drängte man sich in die Varietés und Zirkus, um den „fliegenden Mann zu sehen", der hoch oben in schwindelndem Schwung von einem Trapez zum andern flog. Seitdem ist dieses Kunststück schon veraltet. Es machen es zu viele. Blondin wurde weltberühmt, weil er auf gespanntem Seil die Niagarafälle überschritt. Unzählige haben dies Schauspiel genossen, das die Gemüter lange in Aufregung hielt. Man sah ihn zögern, schwanken und wieder weiterschreiten. Es wurde gewettet: „Fällt er. — Er fällt nicht." Er ist nie gefallen und hat sogar in einem Schubkarren einen Mann hinübergebracht. Eine Akrobatin, die in Paris auftrat, hing an den Beinen und trug an einem Ledergürtel, den sie zwischen den Zähnen hielt, einen Mann. Gewöhnlich trug sie in dieser Weise mit der Kraft ihres Gebisses ihren Ehemann. Einmal aber mußte sie nießen, und der Mann fiel zerschmettert zu Boden. Auch die Tierbändiger haben gezeigt, daß die modernen Menschen so viel Geschmack an Nervenerregungen finden. Wenn sie den Kopf in den Rachen eines Löwen halten, haben die Zuschauer eine Empfindung, als ob Knochen zermalmt würden und das Gehirn herausspritzte. Das Märtyrertum der Tierbändiger ist lang, und man begreift den sagenhaften, phlegmatischen und gelangweilten Engländer, der gleichsam ein Symbol der Sensationsgier des Publikums war, der einem Bändiger überallhin folgte und allen Vorstellungen beiwohnte, in der Hoffnung, daß er eines Tages von den Tieren zerrissen würde. Die gefährlichsten Spiele sind wohl diejenigen, die vom Zuschauer als die am wenigsten gefährlichen gehalten werden! Im alten Pariser Hippodrom machten zwei englische Clowns, zwei Brüder, die tollsten Possen und gefährlichsten Sprünge. Plötzlich stürzte der eine zu Boden und blieb lang ausgestreckt liegen. Der andere stürzte sich auf ihn, rief ihn, schüttelte ihn und stieß herzzerreißende Schreie aus. Alle Zuschauer klatschten Beifall, die Komödie war vortrefflich gespielt. Aber der arme Spaßmacher war gestorben. . . . Wenn irgend etwas geeignet ist, uns die „Bestie im Menschen" unter allem Firnis der Kultur erkennen zu lassen, so ist es diese Sucht nach Erregung und Befriedigung der niedersten Instinkte. Und wenn ein Eingreifen der doch sonst in alle möglichen und unmöglichen Dinge sich einmischenden Polizei angebracht wäre, so bei diesen Zugeständnissen an „Bedürfnisse", die in keiner Weise als berechtigt anerkannt werden dürfen. Th.

Buchdruckerei und Verlag des Volksfreund, Geck u. Cie., Karlsruhe i. B.

Unterhaltungsblatt zum „Volksfreund"

Nr. 13. Karlsruhe, Samstag den 31. März 1906. 26. Jahrgang.

Der Grubenbrand.

Von Ada Negri.

In tausend Meter Tiefe ist gelegen
Im Erdengrund der Schacht
Durch Streck' und Stollen wie Gespenster regen,
Gebannt in ihres Kerkers düstre Nacht,
Die Grubenleute sich,

Fünfhundert sind's mit Hämmern und mit Stricken,
Mit Lampen und mit Hau'n.
Trotz harter Arbeit ungebeugt die Rücken,
Fünfhundert schön und kräftig anzuschau'n,
Wie eine Kriegerschar.

Noch keiner hat die dreißig überschritten,
Die Kinder und die Frau'n
Erwarten sie in blüh'nder Felder Mitten,
Fern von der Schluchten Fährlichkeit und Grau'n,
Im goldnen Sonnenlicht.

Den Weg mit Riesenkraft sich bahnend, dringen
Sie in den Felsen ein;
Des Volkes Kräfte frei entfesselt ringen
Hier mit dem kalten majestät'schen Stein
Voll wilder Wut.

Sie brechen, reißen, sprengen, hau'n und klopfen
Voll wüster Grausamkeit,
Aufsaugend alles bis zum letzten Tropfen,
Indes die Schluchten schon die rechte Zeit
Zur Rache sich erspäh'n.

Die Stunde schlägt: bei einer Lampe Springen
Dröhnt es wie Donnerhall.
Der bösen Wetter glüh'nde Ströme dringen
Hervor mit fürchterlichem Blitz und Knall;
Verloren alles ist.

In krachenden Gewölben, unter Trümmern,
Blutrot und rauchbedeckt,
Bei der erdrückten Opfer Schrein und Wimmern,
Wie eine Schlange ringend hoch sich reckt,
Empor die Flamme steigt.

Steigt und zerstört und in der Glut,
Die grausam frißt und zehrt,
Erscheint die Höhle bald ein eing'ger Flammenherd.
Ein Berg von Toten, Sterbenden; die Balken stürzen ein.
Und durch die dunkeln Schachte klingt's wie wilder Tiere Schrei'n.
Ein Flammenmeer; vom Erdsturz dröhnt
Der Nachhall schauerlich.

Es öffnet dieser Menschenschar das Graun der Hölle sich,
Doch unterliegen wollen sie, die Lebenden, noch nicht,
Mit rasendem Naturtrieb hängt ihr Leib am Lebenslicht,
Sie stiegen durch die Schachte hin, verzweifelt, nackt und bloß,
Gleich irrenden Dämonen in des Abgrunds glüh'nden Schoß.
Zerfetzt die Blusen; starr das Aug' aus seiner Höhle quillt,
Sie zerr'n sich an den Mauern hin, voll Schrecken wild;
Nach Luft, nach Luft verlangend nur! Nach heiter'm Sonnenglüh'n,
Nach frischem, freiem Windeshauch, nach duft'ger Wiesen Grün,
Dem ewig reinen Azurblau, das endlos uns umschließt,
Nach allem, was noch atmen kann, was Leben, Leben ist! . . .
O dieses Sklavenleben, das sie hier in Nacht verlebt,
In düstern Höhlen, wo stets Qualm und Staub die Luft durchwebt,

Dies menschunwürd'ge Leben,
Fern von Blüt' und Sonnenstrahl,
Dies Leben in der Dunkelheit, voll Schrecken, Not und Qual,
Sie sehnen sich jetzt heiß danach. Es klammert sich die Hand
Mit der Verzweiflung Wahnsinn an die starre Felsenwand,
Es sucht nach Luft ein jeder Mund und atmet Rauch nur ein,
Ein Chaos ist von Blut und Staub die Erde jetzt allein.
Zerschmetternd alles stürzt und bricht, ringsum nur Schutt und Tod,
Die Tollheit der Materie herrscht, von wilder Glut umloht.

Die Flamme sinkt herab und steigt und prasselt, blitzt und schwärmt,
Und auf dem Leichenfeld sie höhnend knisternd lärmt,
Aus Haß und Mord besteht sie nur,
Und nur Verwüstung Nacht
Schreit sie voll ungestillter Wut der Sieg'rin zu: vollbracht.

. . . Vorbei ist alles. — Morgen hundertweise
Bringt man ans Sonnenlicht, verstümmelt, starr,
Bei wüstem Angst- und Wehgeschrei im Kreise,
Die Reste der gefall'nen Schar.

Den rauchenden, zerschmetterten Gebeinen
Naht schluchzend, zitternd ein Riesenhauf,
Und tausend Lippen drücken unter Weinen
Das Mal des Schmerzes ihnen auf.

Dann wirft man durcheinander sie auf Karren,
Und während Trauerfahnen weh'n herab,
Begleitet man die großen Leichenscharen
Zur Ruh' in ein vereintes Grab.

Nun wird Vergessen um die Gräber weben,
Doch glüh'nder Rosen — Hyazinten-Flor
Blüht, wie durch Gottesfuß geweckt zum Leben,
Aus der Verblichenen Staub hervor.

Man erntet Halm und Aehren auf den Feldern,
In die man edler Menschen Kraft gesät,
Und in den Myrthen- und Cypressenwäldern,
Dem Hauch, der aus den Wiesen weht,
In unschuldvollem, heiteren Flügelschwingen,
Das durch die Lüfte flattert weit und breit,
Fühlt man als warme Lebenswelle dringen
Die Freude, die die Erde beut.

. . . Jedoch der Toten Söhne, arme Leute! . . .
In Elend aufgewachsen und in Not,
Bergmänner werden ebenfalls sie heute
Für einen Soldi und ein Brot.

Und einen nach dem andern sieht man steigen
Hernieder in der tiefen Höhlen Nacht.
Dort strancheln sie vielleicht beim ernsten Schweigen
Der Arbeit einst im düstern Schacht.

Auf Ueberresten ihrer Väter, Brüder;
Ein inn'rer Kampf durchbebt sie, tiefes Grau'n.
Die Stirnen beugen sich, es fallen nieder
Mit dumpfem Dröhnen Pick' und Hau'n.

. . . O träge, schmachvoll unterdrückte Rasse,
Was nützt es dir denn, schön und stark zu sein,
Kannst du dich nur zum Sklaven machen lassen,
Wär's besser, dich dem Tod zu weih'n!

Das Feuer lebe, dessen Glut verzehret
Die Lumpen und des Hungers Elend hier,
Das Feuer lebe, das in nichts verkehret
Das kummervolle Inn're dir.

Das eine Stunde doch für dich entzündet
Das Mitleid dessen, der nichts weiß von Leid,
Das aller Müh' und Schmerzen dich entbindet,
Dir süßen Schlaf und Frieden beut.

Das Feuer lebe, das dem in der Sonne
Des Glücks sich Weidenden zuruft: „Erwach!"
Verlaß der Liebesträume holde Wonne.
Verlaß das festliche Gemach.

Entblöß' das Haupt, am Boden brich zusammen
Mit bleichem Antlitz und gebeugten Knien,
Denn bei der Arbeit unter Schutt und Flammen
Sank in den Tod dein Bruder hin! . .

Meine Flucht.

Von Gapon.*)

Ich hielt mich eine Woche in dem Walde auf, als endlich aus Petersburg ein Bote ankam. „Sie müssen sofort fliehen," sagte er, „wir haben die Gewißheit erlangt, daß die Behörden auf Ihrer Spur sind!" Und er schilderte mir die Situation. Sie kam mir so dunkel vor, daß ich mich entschloß, das Ausland aufzusuchen. Der Bote entwarf mir einen Fluchtplan und gab mir die Adresse eines Schmugglers, der mich über die Grenze bringen sollte. Ich sollte den Zug nach Pleskau nehmen und von dort nach Warschau. Wenn ich Wilna erreicht hätte, sollte ich diese Strecke verlassen und gegen Dünaburg zurückkehren und von dort aus über Sch. die Grenze passieren. Der Zug, den ich auf der nächstgelegenen Bahn benützen sollte, ging in einigen Stunden ab.

Pferde und Wagen standen bald bereit. Die Nacht war schwarz wie Tinte, und ein Schneesturm wütete. Der Wind pfiff scharf durch die entlaubten Bäume des Waldes, den wir durchkreuzten. An einigen Stellen hatten die Windstöße den Schnee auf dem Wege aufgehäuft, an anderen glitzerte der Weg kahl und eisglatt. Der Kutscher kam langsam vorwärts; er erkannte kaum den Weg. Es war mir, als dringe der Wind nur bis ans Knochenmark, und nach und nach fühlte ich mich in der Kälte erstarren. Plötzlich hatte ich eine Art von Halluzination und glaubte mich von einer Schar diabolischer Geister zu einer teuflischen Sarabande mitgerissen. Der Bahnhof war nur einige Kilometer entfernt, doch mir war, als reiste ich seit einer Ewigkeit. Ich rief dem Kutscher zu, sich zu sputen. Er war keine zwei Schritte von mir entfernt und schien mich, in Finsternis gehüllt, nicht gehört zu haben.

Plötzlich machten die Pferde Halt, und der Kutscher sagte, sich zu mir wendend: „Barin, wir sind verirrt." Das Blut erstarrte mir in den Adern. „Was sollen wir tun," rief ich aus und packte den Arm des Mannes. „Warten Sie auf mich, Barin, ich will versuchen, den Weg zu finden." Er entfernte sich. Seine Abwesenheit dauerte wahrscheinlich nicht mehr als zehn Minuten. Sie schienen mir wie die Ewigkeit lang. Als er zurückkehrte, hatte er festgestellt, daß wir uns beträchtlich vom Wege entfernt hatten. Er setzte sich wieder auf den Bock und schlug auf die Pferde ein. Die Irrfahrt kam mir wieder unendlich vor. Endlich erreichten wir doch, halb erfroren und mit mehrstündiger Verzögerung, die Bahn. Glücklicherweise waren wir nicht das einzige Opfer des Sturmes. Auch der Zug war mehrmals stecken geblieben und hatte ebenfalls starke Verspätung.

Doch in Pleskau hatte ich schon die Verbindung versäumt. Der nächste Zug sollte erst sieben Stunden später abfahren, und ich traf meine Vorbereitungen, um diese Zeit so gut als möglich im Bahnhof zu verbringen. Einen Augenblick wurde ich durch das mißtrauische Gebaren der Gendarmen, von denen auf allen Bahnhöfen Rußlands ein Detachement stationiert ist, erschreckt. Alle schienen auf mich aufzupassen, und das beunruhigte mich um so mehr, als sie nach dem Brauch meinen Paß zu sehen verlangen konnten, den ich nicht besaß. In diesem Falle wäre ich auf der Stelle festgenommen worden, auch wenn meine Identität nicht verdächtig gewesen wäre. Darum beeilte ich mich, nachdem ich mein Gepäck dem Portier anvertraut hatte, den Bahnhof zu verlassen. Ich ging in die Stadt und spazierte dort lange herum. Als ich zum Bahnhof zurückkam, fehlten noch immer zweieinhalb Stunden zur Abfahrt.

Ich trat in den Wartesaal zweiter Klasse ein. Auf einer Bank streckte ich mich hin, und sofort überkamen mich fiebernde Träume, als ich plötzlich, gleichsam unter einer magnetischen Einwirkung, die Augen öffnete. Ich begegnete dem festen und inquisitorischen Blicke eines fremden Mannes. Er war in Zivil. Sofort fiel mir ein, daß es ein Spitzel sein mußte. Unauffällig erhob ich mich und begab mich, indem ich mir das ruhigste Aussehen zu geben versuchte, in den Wartesaal dritter Klasse, wo ich mich neuerdings, wie zum Schlafe, auf eine Bank legte. Ich schloß die Augen. Während ich zu schlummern schien, hob ich nach einer Weile unmerklich die Augenlider. Der Mann stand wieder vor mir und forschte mit derselben Beharrlichkeit wie früher in meinen Zügen. Unruhe ergriff mich, die noch wuchs, als einen Augenblick später ein Gendarm in den Saal trat, und ich die beiden Männer einander herzlich die Hände drücken sah. Vielleicht beabsichtigten sie aber gar nicht, mich sofort zu verhaften, sondern glaubten, klüger zu handeln, wenn sie die Verhaftung bis zum Eintreffen in einer größeren Station aufschoben, wo sie etwa mit einem Schlage noch mehrere meiner Genossen festnehmen könnten. In dieser Idee wurde ich bestärkt, als ich den Spürhund mit dem Portier sprechen sah.

Zum zweitenmal bestieg ich den Zug, indem ich durch einen ganzen Haufen Polizisten schritt. Einen von ihnen hörte ich flüstern: „Ist er es?" Und ein anderer antwortete ihm: „Ja!"

Ich nahm meinen Platz ein. Der Zug setzte sich in Bewegung. Also war ich noch frei. Doch war nicht daran zu zweifeln, daß man jetzt nach Warschau oder nach Wilna oder eine Zwischenstation telegraphierte, um mich im Auge zu behalten und im geeigneten Moment zu verhaften. Ich war entschlossen, aus dem Zuge zu springen, sobald sich Gelegenheit böte. Daran war eine zeitlang nicht zu denken, da mehrere Mitreisende in meinem Coupee saßen. Aber einer nach dem andern stieg aus. Da beschloß ich, in der Station S. auszusteigen, die unweit der kleinen Stadt Sch. liegt. „Ich will mein Glück versuchen!" sagte ich mir.

Auf einer kleinen Station stieg ein Eisenbahnbediensteter zu mir herein. Wir waren beide allein. Er hatte das ehrsame Aussehen dieser Arbeiterklasse, die mein Vertrauen und meine Sympathie immer besessen hat. Auf die Frage, wo er hinreise, antwortete er mir: „Nach S." — „Ah, und ich auch. Ich habe dort ernste Geschäfte. Nun, warum sollte ich es Ihnen nicht sagen . . . Es handelt sich um eine Heirat. Nur weiß ich nicht, wo ich dort absteigen soll. Können Sie mir raten?" Er nannte mir eine kleine Gastwirtschaft. Ich versprach ihm einen halben Rubel für diesen Dienst und für den Transport meines Gepäcks. Er war über meine Generosität sehr entzückt. Bei unserer Ankunft nahm er das Gepäck und gab mir ein Zeichen, ihm zu folgen, und führte mich durch einen finsteren Durchgang. Indem er nochmals seine Empfehlung überlegte, begleitete er mich in die Herberge, die ein Pole hielt. „Ein braver Mann," sagte er, „und hat ein sehr braves Weib!" Die Frau zeigte sich tatsächlich als die beste und gastfreundlichste Wirtin. Obgleich es ein Uhr morgens war, begann ich mit dem Polen zu plaudern. Je mehr ich den Mann durchforschte, desto lieber gewann ich ihn. Ich sondierte ihn vorsichtig in allen Richtungen; schließlich kamen wir auf die Polenfrage zu sprechen, und ich drückte meine tiefe Sympathie für dieses unglückliche Land und die unverdienten Leiden seines Volkes aus. Die Augen des Wirtes wurden feucht.

„Ich sehe, daß Sie Ihr Volk lieben," fügte ich hinzu. „Was würden Sie tun, wenn ich Sie bitten würde, einen Menschen zu retten, der nicht bloß mit Worten, sondern durch Taten dem russischen Volke zu helfen und alle ihm untertänigen Nationen zu befreien versucht hat?" — „Für diesen Menschen," antwortete er feurig, „würde ich alles tun!" — „Wohlan, ich bin dieser Mensch! Die Polizei ist auf meiner Spur. Ich muß unbedingt über die Grenze und, wenigstens für den Augenblick, in die Verbannung. Die Bahn halte ich nicht mehr für sicher, und ich möchte deshalb im Wagen nach N. Ist es weit dahin?" — „An zweihundert Werst." — „Wollen Sie mich dorthin bringen?" — „Ich will Sie bis ans Ende der Welt bringen, wenn Sie wollen."

Am andern Morgen, zeitlich frühe, geleitete er mich zu einem Juden, um einen Wagen und Pferde zu mieten. Es war sehr kalt, und als wir uns auf den Weg machten, begann Schnee zu fallen. Wir fuhren von einem Dorfe zum andern. Als wir in einem der Dörfer hielten, um zu speisen, öffnete sich die Tür und ein Gendarm trat ein. Er prüfte uns lange und mißtrauisch, doch ohne uns anzusprechen. Ich beeilte mich um so mehr, davonzukommen.

Auf der nächsten Station, in der wir die Pferde wechselten, betrachtete mich der dortige jüdische Herbergswirt sehr aufmerksam und sagte dann zu mir: „Ich glaube Ihren Fall zu verstehen . . . Ich will Ihnen die Adresse meines Hauses geben, wo Sie alles finden, was Sie wünschen." Ohne Zweifel hatte er in mir einen Flüchtling, der die Grenze erreichen wollte, erraten. Seine Fürsorge rührte mich und ich hielt mich verpflichtet, ihm ein paar Rubel anzubieten. Aber entrüstet wies er sie zurück und entgegnete stolz: „Das ist keine Geldfrage!"

Tag und Nacht ging unsere Reise durch die bewaldete und bergige Landschaft weiter. Mehrmals berirrten wir uns in der Finsternis. Nach vier Tagen und vier Nächten erreichten wir endlich ein Dorf, das nur wenige Werst von der Grenze entfernt liegt. Hier verließ mich mein polnischer Freund. Beim Abschied warf er sich in meine Arme. Ich umarmte ihn wie einen Bruder.

Bald fand ich den Mann hier, der mir von meinen Petersburger Freunden bekanntgegeben worden war und der mich über die Grenze bringen sollte. Ich lernte ihn in einem klugen und sicheren Führer kennen. Ich verbrachte mehrere Stunden in seinem Hause. Bei ihm ließ ich mein Gepäck, das er mir nachsenden wollte, wenn meine Flucht gelungen war. Bei einem seiner Nachbarn brachte ich die Nacht zu.

Am nächsten Morgen legte ich Bauernkleider an und reiste mit der Familie des Schmugglers im Wagen nach dem Städtchen T., das nahe an der Grenze liegt. Es war ein Sonntag, und meine Leute begaben sich in die Kirche. Während der Messe ließ man mich in einem Hause, wo ich ein wenig ausruhen sollte. Die russischen Bauern verschließen im Winter ihre Stuben hermetisch. In der Stube, die man mir einräumte, schlief ich infolge der darin herrschenden Hitze bald ein. Als der Schmuggler zwei Stunden später mit seinen beiden Brüdern und seinem Schwiegervater zurückkehrte, fanden sie mich halb erstickt. Rasch riß man die Fenster auf und führte mich in den Hof, wo ich mich erholte. Fünf Leute nahmen nun auf dem Wagen Platz und erreichten ein Haus, das knapp an der Grenze gelegen ist. Hier wurde ich einem jungen Polen übergeben.

Nebel bedeckte die Felder. Kaum hundert Meter trennten uns von dem Drahtzaun, der die russisch-deutsche Grenze bezeichnete. Ich begriff, daß die Gefahr außerordentlich groß war und hielt meinen Revolver schußbereit. Plötzlich hörte ich: „Ein Soldat hinter uns!", und gleichzeitig das Kommando „Halt!" Instinktiv mich umwendend, bemerkte ich etwa vierzig Meter hinter mir einen Soldaten, der mit langen Schritten in dem Schnee hinter uns lief. Wir verdoppelten unsere Eile, aber der Soldat näherte sich. Schon war er uns auf den Fersen, als er mit einemmal ausglitt und längelang hinschlug. Niemals in meinem Leben kam mir ein Unfall so gelegen. Eine Minute später hatten wir den Drahtzaun durchbrochen und waren durchgeglitten. Zum erstenmal setzte ich den Fuß auf fremdes Land.

*) Aus den soeben (bei Felix Juven, Paris) erschienenen „Mémoires du Pope Gapon", in denen der priesterliche Volksanführer vom 22. Januar 1905 die Vorgänge vor und an diesem Tage und seine Flucht aus Rußland schildert. Wir geben hier die interessantesten Kapitel über seine Flucht wieder, die bisher in einen geheimnisvollen Schleier gehüllt war. Nach seinem verunglückten Auftreten in Petersburg hatte sich Gapon auf einem mitten in einem Walde gelegenen Gute verborgen gehalten. Red.

Das Lebenselixier.

Wer Zeit und Neigung dafür hat, in Bibliotheken nach alten Büchern zu graben, wird vielleicht einmal eine Scharteke mit dem merkwürdigen Titel: Der Triumph des Weisen über das Alter und das Grab in die Hände bekommen haben, worin ein praktisches Verfahren zur Verlängerung des Lebens geschildert wird. Der Verfasser ist ein Arzt, Hans Heinrich Cohausen aus Münster, der im Jahre 1750 starb und an seiner eigenen Person vielleicht etwas von seinen Lehren hatte verwenden können, indem er ein Alter von immerhin 85 Jahren erreichte. Es ist überliefert worden, daß er an den Folgen eines Unfalles starb und wohl noch viel älter hätte werden können. Zu allen Zeiten, von denen wir Kenntnis haben, hat es Leute gegeben, die eine besondere Kraft zur Verlängerung des Lebens zu besitzen glaubten, obgleich niemand vorgegeben hat, daß er den Tod beliebig lange durch sein Mittel hinauszuschieben vermochte.

Der Glaube an ein Lebenselixier hat immer darauf beruht, daß der Mensch jahrhundertelang sein Leben fristen könne, wenn er nur imstande wäre, die verlorene Energie immer wieder zu ersetzen. Manche sind dann auch so weit gegangen, wie der weise Artephius, der eines seiner alchimistischen Werke mit der Erklärung beginnt, daß er nunmehr 1025 Jahre gelebt habe und des Getriebes der Welt müde geworden sei. Der berühmte Roger Bacon hat auch ein Buch über die Verlängerung des Lebens geschrieben, worin ein langes Kapitel von der Heilung des Greisenalters handelt. Sogar ein solcher Geistesheld wie Descartes glaubte ein Mittel gefunden zu haben, das ihn wenigstens 500 Jahre lang bei voller Jugendfrische würde erhalten können. Der Venetianer Conaro sah das Geheimnis des langen Lebens in einer strengen Regelung der Ernährung. Andere meinten, ihre schwindende Jugend mit allerhand Mixturen betrügen zu können und nahmen zu diesem Zwecke gleich Faust ihre Zuflucht zu unsichtbaren Mächten, denen sie gegen eine Verlängerung des Lebens ihre Seele verhandelten.

Nicht jeder war in dem Ergebnis für seine eigene Person so erfolgreich wie der alte Cohausen. Descartes z. B. nahm jede mögliche Rücksicht auf sich selbst und machte die Lebenskunst geradezu zu einer Wissenschaft; dennoch starb er schon im Alter von 54 Jahren. Seine Schüler wollten es gar nicht glauben, als die Kunde von seinem Tode durch Europa ging, weil sie vertrauten, daß der bedeutende Mann sich auch in seinem Lebenselixier nicht geirrt haben könnte. Mancher hatte ihn bei Lebzeiten besucht, um sein Geheimnis von ihm zu erfahren, aber es ist nicht bekannt geworden, daß es einem von ihnen wesentlich mehr genützt hätte als dem Entdecker selbst. Die Erfindung des eigentlichen Lebenselixiers oder der Universalmedizin, von Paracelsus insbesondere Alcahest genannt, war neben der Suche nach dem Stein der Weisen das größte Streben der Alchimisten. Freilich sagten sie sich, daß, wer das eine entdecke, auch Herr über das andere sein würde und daß beides ein und dasselbe wäre. Es handelte sich für sie darum, das Urelement oder die Quintessenz der Natur abzuringen.

Die Alchimisten haben nie geglaubt, daß Erde, Feuer, Luft und Wasser Elemente seien, wie ihnen von den modernen Chemikern oft vorgeworfen wird, sondern sie hielten diese Stoffe für Abkömmlinge eines gemeinsamen Elements, das einfach mit dem Namen Ens bezeichnet wurde und das ganze Ziel ihrer Forschungen war. Paracelsus hat für die Herstellung des Lebenselixiers ein besonderes Rezept gegeben, das man in seinen Schriften nachlesen kann. Tausende haben an seine Lehren buchstäblich geglaubt und das von ihm empfohlene Experiment nachzumachen versucht. Anstatt 500 Jahre und mehr zu leben, haben es die Alchimisten bei ihrem unablässigen Hantieren mit Retorten und mit unbekannten, oft gefährlichen Stoffen vielfach zu einem frühen Tode gebracht, und dann hieß es immer, daß die Experimente unter dem ungünstigen Zeichen des Saturn gestanden hätten. Eine besondere Berühmtheit als Besitzer des Lebenselixiers erlangte der Spanier Nikolas Flamel. Als sein Tod im Alter von 116 Jahren verkündet wurde, fand die Nachricht noch weniger Glauben als bei Descartes, und lange erhielt sich das Gerücht, daß Flamel in einem fernen Weltteil fortlebte.

Wald und Niederschlag.

Von Linke.

(Nachdruck verboten.)

Professor Hellmann hat auf grund von meteorologischen Beobachtungen aus den Jahren 1888—1897 in einer Regenkarte der Provinz Schlesien die allgemeinen Niederschlagsverhältnisse dieser Provinz zusammengetragen und dargestellt. Der Begleittext dieser Karte enthält interessante Aufschlüsse über den Zusammenhang zwischen Wald und Niederschlag, von denen im folgenden etliches wiedergegeben werden möge.

Die Regenmenge ist in hohem Maße von der Bodengestalt abhängig, derart, daß die Regenkarte Schlesiens bis zu einem gewissen Grade das Spiegelbild der Höhenkarte ist. Die mittlere jährliche Regenhöhe beträgt 680 Millimeter. Das trockenste Gebiet ist das Flachland zu beiden Seiten der Oder, etwa von der Mündung der Malapane (Oppeln) bis zur brandenburgischen Grenze, der Regenstufe 600 bis 700 Millimeter gehört der größte Teil der schlesischen Ebene an. Die nächste Stufe 700 bis 800 Millimeter führt uns schon in höhere Lagen und zumeist an den Rand des schlesischen Berglandes. Besondere Beachtung aber verdient das Hinausgreifen einer Zunge von mehr als 700 Millimeter Regenhöhe im waldreichen Niederungsgebiet zwischen dem Queiß und der Lausitzer Neiße, sowie in der oberschlesischen Landschaft zwischen Oder und Malapane, wo NW-Winde, die in Schlesien die größten Niederschlagsmengen bringen, wieder zum Aufsteigen gezwungen werden. Niederschlagshöhen von mehr als 800 Millimeter finden sich nur in den Gebirgen. Das Forsthaus Groß-Iser (885 Meter hoch), oberhalb Flensburg im Riesengebirge, weist eine Jahressumme von 1416 Millimeter auf. Die größten Niederschlagsmengen finden sich im Riesengebirge unterhalb der größten Erhebungen, da diese selbst im Winter sehr oft über die Wolken hinausragen.

Die Ermittlungen, in welchem Maße die Niederschlagsmenge in Schlesien außer von der Höhenlage auch von dem Grade der Bewaldung der Gegend abhängig ist, haben folgendes ergeben: Der Wald nimmt in Schlesien gegen 29 Prozent der Gesamtfläche ein. Die mittlere Niederschlagsmenge von rund 660 Millimeter würde bei vollständiger Entwaldung um weniger als 32 Millimeter oder 5 Prozent sinken. Bei Erhöhung der Bewaldungsziffer auf die Hälfte oder einem noch größeren Teil der Gesamtfläche würde sich die durchschnittliche Niederschlagshöhe gegen die jetzige nur um weniger als 6 Millimeter oder 1 Prozent vermehren. — In der Waldgegend ist unzweifelhaft mehr Niederschlag gemessen als außerhalb, aber die Fläche größten Niederschlags deckt sich nicht mit der Waldfläche, weil noch gewisse Zufälligkeiten in Betracht kommen. Im Walde ergibt sich aber bei der Vergleichung von inner- und außerhalb liegenden Orten ein Mehrniederschlag von etwa 50 Millimeter, bei Vergleichung von freiem Gelände ein Mehrniederschlag von etwa 40 Millimeter.

Die Vermehrung des Niederschlags durch den Wald ist wohl im wesentlichen darauf zurückzuführen, daß der Wald dem Winde ein Hinderniß bietet und dadurch das Aufsteigen der Luft hervorruft oder befördert. Beim Aufsteigen der Luft sinkt deren Temperatur und nähert sich dem Taupunkte, d. h. dem Temperaturgrade, bei dem der Niederschlag eintritt. Derselbe Umstand ist auch der Grund für die Vermehrung der Niederschläge bei zunehmender Bodenerhebung. Aus den früheren Beobachtungen ergab sich im Durchschnitt für Schlesien, daß eine Bodenerhebung von einem Meter eine Niederschlagsveränderung von 0,57 Millimeter bewirkt. Diese Zahl mag mit Rücksicht auf den Einfluß des Windes bei der Auffangung des Regens auf 0,6 Millimeter erhöht werden. Dem oben erwähnten Unterschiede zwischen Wald und Freiland von etwa 25 Millimeter würde hiernach eine Bodenerhebung von ungefähr 40 Meter entsprechen.

Im ganzen kann man behaupten, daß die Niederschlagsmessungen in Schlesien eine deutliche Zunahme mit wachsender Seehöhe erkennen lassen. Auch die Bewaldung scheint eine Vermehrung der Niederschläge zu bewirken. Setzt man schätzungsweise die Hälfte der beobachteten Unterschiede auf Rechnung des stärkeren Windschutzes der im Walde oder in seiner Nähe aufgestellten Regenmesser, so würde die Wirkung des Waldes etwa der einer Bodenerhebung von 40 Meter Höhe gleichkommen.

Eine genauere Beantwortung der Zusammenhänge zwischen Bewaldung und Niederschlagsmenge wird erst nach der in Aussicht genommenen Bearbeitung der übrigen Provinzen Preußens auf grund der Hellmannschen Regenkarten und der Bewaldungsstatistik gegeben werden können.

Das Rauchen.

(Zwei Notizen.)

I.

Wenn schon die Erwachsenen das Rauchen nur mit Vorsicht genießen sollten, so ist es ohne weiteres klar, daß es Kindern und jugendlichen Personen direkt verboten werden muß. Je jünger die Knaben sind, welche dem Tabakgenuß frönnen, um so intensiver pflegen die Anfälle von Uebelkeit zu sein, die sich auf die ersten Rauchversuche einstellen und in gleicher Weise das Herz, die Nieren und die Verdauungsorgane betreffen. Aber nicht allein vom physischen, sondern auch vom sittlichen Standpunkte sollte das Rauchen möglichst hinausgeschoben werden, weil es sich darum handelt, ein Genußmittel fern zu halten, an welches nur zu leicht Gewöhnung mit allen seinen nachteiligen Folgen eintritt. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß der frühzeitige Alkohol- und Tabakgenuß die häufige Nervosität im jugendlichen Alter mitverschuldet.

Von welchem Jahre an soll nun das Rauchen als unschädlich betrachtet werden? Aerztliche Autoritäten geben hiefür übereinstimmend das sechzehnte Lebensjahr an, aber auch von da ab sollte das Rauchen nur ausnahmsweise gestattet werden, etwa zunächst wöchentlich bloß eine Zigarre. Die Lehrer würden ein dankbares Feld der Betätigung finden, wenn sie auf die Schädlichkeit des Tabakgenusses im jugendlichen Alter hinweisen würden. Dagegen ginge es zu weit, wenn man den Verkauf des Tabaks, der Zigarren und Zigaretten an jugendliche Personen unter sechzehn Jahren gesetzlich verbieten wollte, wie dies ein Verein für Gesundheitspflege im Obersten Sanitätsrat in Wien beantragte. Das wäre auch praktisch nutzlos, weil die Jungen, wenn sie durchaus rauchen wollten, sich ihre Zigarren auf anderem Wege zu verschaffen wüßten.

II.

Raucherabteile für Damen.

Der Tabak hatte auf seinem Eroberungszuge dieser Tage in England einen neuen Sieg zu verzeichnen, indem in einem Schnellzuge von London nach Liverpool ein „Raucherabteil für Damen 1. Klasse" reserviert wurde. Es waren drei Damen, die die Reise machten und die ihr Abteil ausdrücklich in dieser Form bestellt hatten, und die Gesellschaft hatte sie auch so angenommen. Man kann in England, besonders in London, eine stetig zunehmende Vorliebe der Damen, in der Oeffentlichkeit zu rauchen, beobachten. In den vornehmen Restaurants und den eleganten Cafés achtet heute niemand mehr darauf, wenn eine Dame raucht, während es noch vor zehn Jahren großes Aufsehen erregt hätte, wenn eine Dame in vornehmer Gesellschaft nach Tisch in einem solchen Restaurant eine Zigarette angezündet hätte. Die Damen rauchen gewöhnlich Zigaretten von sehr teurem egyptischen, türkischen oder russischen Tabak. Aber die neue Leidenschaft der Frauen beschränkt sich nicht nur auf die Kreise der „vornehmen" Gesellschaft, sondern alle Beobachter stimmen darin überein, daß in allen Klassen des englischen Volkes die Frauen immer mehr Geschmack am Tabak finden.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg